

# Literaturbericht

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **6 (1910)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Betten und Wiegen.* Auch die Bettstellen sind jeweils als Zimmermöbel dekorativ behandelt worden, besonders zu Zeiten und an Orten, wo der gleiche Raum als Wohn- und Schlafstube diente. Das Museum besitzt zu wenige Betten, um daran die Stilwandlungen der Gattung verfolgen zu können. Ein prunkvolles Renaissancebett von Nussbaumholz aus dem 16. Jahrhundert mit kannelierten Ecksäulen befand sich ehemals im Schlosse La Sarraz (Landshuter Zimmer). Ein verschliessbares Kastenbett, datiert 1715, stammt aus dem Dorfe Diemtigen; dazu kommen geschnitzte und bemalte Bauernstücke (Simmentaler Stuben).

Begreiflicherweise sind nicht zuletzt die Kinderwiegen mit Vorliebe schmuck gestaltet worden, wie man sich in den Alten Stuben durch Beispiele des 16. bis 19. Jahrhunderts überzeugen kann.

---

### Literaturbericht.

---



in gewisser Walter Treu hat sich beim Studium der ostgotischen Geschichte bemüht, Aufschluss zu erhalten über die Entstehung der Bezeichnung „Bern“ für Verona<sup>1)</sup>. Alle vorgefundenen Erklärungen haben ihn nicht befriedigt. Da hat er nun selbst die funkelnagelneue, hochwichtige Entdeckung gemacht, dass die deutsche Form „Bern“ sich direkt aus der Form „Verona“ entwickelt habe. Einen Zusammenhang des schweizerischen Bern mit Verona lehnt er kurzerhand ab. Jenes sei abzuleiten von Bär, Bären. „Die Schweiz (namentlich das Uechtland) mit ihren rauhen, unzugängigen Höhlen und Schluchten war mehr als ein anderes europäisches Land der Aufenthalt der Bären.“ (!) Dass Berchtold V. von Zähringen Bern zum Andenken an die ehemals von seinem Hause

---

<sup>1)</sup> Walter Treu. Abhandlung über Entstehung des Ortsnamens „Bern“ der Deutschen Heldensage: „Dietrich von Bern“. 32 S. Radebeul-Dresden, Otto Friedrichs. 1908. Mk. 1.—

besessene Markgrafschaft Verona so genannt habe, sei als unbegründet zurückzuweisen, „denn die Erinnerungen an seinen Vorfahren: Berthold I. (den Bärtigen), der unter der Oberhoheit des römisch-deutschen Kaisers Heinrich IV. die mit dem Herzogtum Kärnten verbundene Markgrafschaft Verona von 1059—1077 besessen bzw. unter der Oberhoheit der römisch-deutschen Kaiser verwaltet hat, sind nichts weniger als angenehm: Berthold I. von Zähringen wurde wegen Aufruhrs des Amelungenlandes Dietrichs von Bern verlustig erklärt“. Von der reichen neuern Literatur über den Ursprung des Namens Bern hat der Verfasser nichts gelesen. Viel wichtiger war es ihm, im Anhang eine Reihe von Anerkennungsschreiben über seine frühern Schriften abzudrucken. Darunter findet sich sogar der Brief eines wirklichen geheimen deutschen Fürstensonnes! Da kann es freilich nicht mehr fehlen.

Eine Publikation, an der man seine Freude haben muss, ist die offizielle Festschrift des Kantons Schwyz über die Schlacht am Morgarten<sup>2)</sup>. Die Abfassung wurde auch in die rechten Hände gelegt, denn der Einsiedler Pater Wilhelm Sidler hat sich von Jugend auf mit der Frage beschäftigt und dazu in den letzten sechs Jahren noch die gründlichsten Quellenstudien treten lassen. So wurde er befähigt, auch da neue und überraschende Aufschlüsse zu geben, wo der Mangel an Nachrichten jedes sichere Urteil unmöglich zu machen schien. Vor allem galt es, die grosse Streitfrage zu lösen, wo der Morgarten lag und liegt und wo infolgedessen die Schlacht stattgefunden hat. Sidler verlegt den Kampf auf Schwyzerboden, in die Gegend der heutigen Schlachtkapelle, und führt für diese Ansicht ein so erdrückendes Beweismaterial auf, dass die Ithen-Bürklische Hypothese vom Gefecht am See bei Haselmatt-Buchwäldli ein für allemal als abgetan gelten muss. In der Darstellung des Kampfes und des Krieges überhaupt fügt sich alles wie selbstverständlich ineinander, manchmal fast nur zu glatt. Die unbequemen 50 Verbannten z. B. erklärt der Verfasser sehr einleuchtend als *Gebannte*, d. h. durch Eidespflicht auf diesen ge-

---

<sup>2)</sup> P. Wilhelm Sidler, O. S. B. Die Schlacht am Morgarten. XII u. 248 u. 44 S. Zürich, Art. Inst. Orell Füssli. Fr. 7. —.

fährlichen Posten Gewiesene, und sofort wird alles klar. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass das eine blosse Hypothese ist, die auf der Voraussetzung beruht, dass unser bernischer Chronist Justinger, der zum erstenmal von diesen „Aechtern und Einungern“ spricht, in seinen Quellen den Ausdruck *Gebannte* gefunden und ihn dann missverständlich als *Verbannte* aufgefasst habe. Der Beweis dafür wird sich kaum je bringen lassen. Auch irrt sich Sidler, wenn er annimmt, Justinger habe darunter 50 wirkliche Verbrecher verstanden. Unser Chronist war natürlich in bernischen Rechtsanschauungen befangen, und in Bern wurde Verbannung für alle möglichen Vergehen verhängt, auch für solche, die heute zu den blossen Polizeiübertretungen zählen. — Dies nur eine geringfügige Aussetzung an dem prächtigen Buche, bei dem auch die äussere Ausstattung dem Text ebenbürtig ist. Besonders mit Kartenmaterial ist das Werk in einer Weise versehen, die für Schlachtenmonographien geradezu als vorbildlich gelten darf.

Mit dem soeben erschienenen 2. Band, der bis 1507 reicht, ist die früher an dieser Stelle (IV, 128.<sup>10</sup>) angezeigte Schweizerchronik Heinrich Brennwalds zum Abschluss gelangt<sup>3</sup>). Damit ist den schweizerischen Historikern eine sehr wertvolle Quelle erschlossen, wertvoll besonders für die Geschichte des 15. Jahrhunderts vom alten Zürichkriege an. Denn im Gegensatz zu manch anderem Chronisten wird Brennwald immer ausführlicher, je näher er seiner eigenen Zeit kommt, und vollends breit fliesst die Darstellung hin, wo der 1478 geborene Verfasser Selbsterlebtes berichten kann, wie z. B. im Schwabenkrieg. Der 2. Band weist denselben sorgfältigen Kommentar auf wie der erste. Dazu kommen ein Glossar und die Ausführungen des Herausgebers über das Leben des Chronisten, seine Quellen und die Bedeutung der Chronik. Dass auch hier wieder viel Bernisches zu finden ist, zeigt ein Blick ins Register. Interessant ist für uns, dass Anshelm die Chronik benützt und ihr sogar eigenhändig zwei kleine Abschnitte, über

<sup>3</sup>) Heinrich Brennwalds Schweizerchronik. Zweiter Band. Herausgegeben von Rudolf Luginbühl. 778 S. Basel, Verlag der Basler Buch- und Antiquariats-handlung. 1910. Fr. 20. —. Quellen zur Schweizer Geschichte. Herausgeg. von der allgem. geschichtforsch. Gesellschaft der Schweiz. Neue Folge. 1. Abteilung: Chroniken. Bd. 2.

den Waldmannhandel und den Rorschacher Klostersturm, beigefügt hat.

Georg Schuhmann, der uns schon früher begegnet ist (s. diese Bll. IV, 301<sup>6</sup>), bringt einen neuen Beitrag zur bernischen Reformationsgeschichte mit seiner Untersuchung über die Disputation von 1528<sup>4</sup>). Es ist wirklich schade, dass der Verfasser das, was er zu sagen hat, nicht anders vorbringen kann als mit diesem Gewimmel von hämischen Anführungszeichen, mit diesem Hohn und Spott im Ton und mit diesem gewaltigen Aufwand von Entrüstung über die Neuerer. Eine solche Arbeitsmethode gereicht der sonst so vornehm und objektiv gehaltenen Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte wahrlich nicht zur Zierde. — Sehen wir davon ab, so geben wir gerne zu, dass sich aus dem Artikel, der auch ganz entlegene Quellen beizieht, manches lernen lässt. Auf Einzelheiten einzugehen überlassen wir den Kirchenhistorikern; nur darauf sei hingewiesen, dass im Verhalten der bernischen Behörden dieses und jenes aufgedeckt wird, das beanstandet werden kann. Zu einer reinen Komödie, als was sie Schuhmann gerne darstellen möchte, wird damit die Disputation freilich noch lange nicht. Nur die aus jeder Zeile sprechende absolute Verständnislosigkeit des Verfassers für den tiefen Ernst der Reformationsbewegung konnte zu einer solchen Auffassung führen. Der Erfolg hat ganz anders entschieden, und es ist gut so. Für eine künftige bernische Reformationsgeschichte aber wird man die Abhandlung nicht ausser acht lassen dürfen.

Wie im letzten Bieler Neujahrsblatt schildert H. Türler auch diesmal wieder einen Bieler Handel aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach den Aufzeichnungen eines der Hauptbeteiligten, des Dekans Josua Vinsler<sup>5</sup>). Im Jahre 1585 war mit den 6000 dem König Heinrich III. von Frankreich gegen die katholische Liga der Guisen bewilligten Eidgenossen auch ein Fähnlein Bieler ausgezogen. Nach dem bald

<sup>4</sup>) Georg Schuhmann. Die „grosse“ Disputation zu Bern. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, III. Jahrg. 1909, S. 81—101, 210—215, 241—274.

<sup>5</sup>) H. Türler. Die Exkommunikation in Biel im Jahre 1587. Bieler Neujahrsblatt 1910, S. 12—45.

nachher abgeschlossenen Frieden kehrte die Mehrzahl der protestantischen Söldner zurück, während der Rest, unter ihnen zwei Angehörige des Geschlechtes Wyttenbach und andere Bieler, sich gegen die Hugenotten führen liess. Als sie im Januar 1587 heimkehrten und der Rat von Biel dieses schmähliche Verhalten durch öffentliche Kirchenbusse bestrafen wollte, widersetzten sich die Wyttenbach dieser nach ihrer Meinung ehrverletzenden Strafe. Der daraus entstehende Konflikt, in dem den stolzen und reichen Wyttenbach der Rat und die Geistlichkeit gegenüberstanden, wirft interessante Streiflichter auf die Sitten und Anschauungen in diesem halbsouveränen kleinen Gemeinwesen.

Wie anderwärts wütete auch hier in Biel um diese Zeit das Unwesen der Hexenverfolgungen am schlimmsten. E. Schmid schildert einige dieser Prozesse nach den Akten<sup>6)</sup>. Von lokalgeschichtlichen Reminiszenzen abgesehen bieten sie in ihrem ganzen Verlauf nichts Neues. Der Verfasser mag recht haben, wenn er annimmt, dass neben dem Aberglauben auch finanzielle Gründe die Verurteilungen gefördert haben, da eben das ganze Vermögen der Gerichteten dem Staate zufiel. Noch eine kleine Berichtigung: Das Zeichen ß bedeutet „Schilling“, nicht „Batzen“.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts war es bei den Verlegern üblich, einige Exemplare ihrer neuen Verlagswerke mit oder ohne Widmung den Obrigkeiten der einzelnen Stände einzusenden, die dann nicht verfehlten, neben dem üblichen Dankschreiben dem Donator auch einen oft ganz ansehnlichen Betrag in Geld oder Wertsachen zuzustellen. Wie es damit dem zugerischen Verleger Haberer erging, der 1701 dem bernischen Rate einen Neudruck von Weissenbachs Drama „Die auf- und abnehmende Helvetia“ in 50 Exemplaren überreichte, erzählt uns Ad. Lechner in einer hübschen kleinen Studie<sup>7)</sup>.

---

<sup>6)</sup> E. Schmid-Lohner. Hexenprozesse in Biel am Ende des XVI. und im XVII. Jahrhundert. *ib.* S. 46—72.

<sup>7)</sup> Ad. Lechner. Aufnahme zugerischer Druckwerke in Bern zu Beginn des 18. Jahrhunderts. *Neues Berner Taschenbuch für 1910*, S. 93—106. Bern, K. J. Wyss. Fr. 5. —.

Die Darstellung der Schicksale einer nach England übergesiedelten Huguenottenfamilie interessiert uns deshalb, weil sie ihren Weg über bernisches Gebiet nahm<sup>8)</sup>. Der 1685 aus Frankreich geflüchtete Jacques Régis von Châtonnay en Dauphiné wurde 1701 Bürger von Bussigny im Kanton Waadt; sein Sohn Balthasar war erst Feldprediger in einem holländischen Schweizerregiment, zog dann aber nach England, wo er zum Hofprediger und Chorherrn von Windsor aufstieg.

Die von H. Türler mitgeteilten drei Briefe aus dem Togggenburgerkrieg von 1712<sup>9)</sup> berichten alle über das Gefecht vor Bremgarten vom 26. Mai, wo der Ausgang für die Berner leicht so schlimm hätte werden können wie 1656 bei Villmergen. Die zwei letzten Briefe stammen von dem Feldprediger J. J. Ulrich, Pfarrer zu Laupen. Besonders hübsch und treuherzig ist der erste, den Johann Baumann von Thun an seine Ehefrau Salome Lanzrein richtete.

Auf Grund der Akten des preussischen Staatsarchivs in Berlin schildert S. Maire die Sendung des preussischen Gerichtsrats d'Alençon in die Schweiz zur Anwerbung vertriebener Waldenser für die Ansiedelung in Litauen<sup>10)</sup>. Obschon ihnen weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden, konnten sich von den etwa 800 auf bernischem Gebiet weilenden Waldensern schliesslich gar keine zu der Uebersiedelung entschliessen, da die meisten immer noch die Hoffnung hegten, in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen.

In seinem „Briefwechsel zwischen Voltaire und Haller im Jahre 1759“ bringt H. Dübi die zum Teil noch gar nicht oder ungenügend veröffentlichte Korrespondenz der Genannten im Jahr 1759 samt allen zur Vorgeschichte gehörenden Dokumen-

---

<sup>8)</sup> Ch. P. Stewart. The Régis family. Reprinted from the „Proceedings of the Huguenot Society of London“, vol. IX, no. 1. 53 p. London, Spottiswoode 1909.

<sup>9)</sup> Drei Briefe aus dem Zwölferkrieg. Mitgeteilt von H. Türler. Neues Berner Taschenbuch für 1910, S. 302—315.

<sup>10)</sup> S. Maire. Das Verhalten der Behörden des Kantons Bern und der flüchtigen Waldenser gegen den preussischen König Friedrich Wilhelm I i. J. 1731. ib. S. 35—92.

ten zum Abdruck<sup>11)</sup>). Sie dreht sich hauptsächlich um den Saurinhandel und das was drum und dran hing. Wenn wir es nicht sonst schon zur Genüge wüssten, so könnten wir schon aus diesen wenigen Briefen erkennen, dass Haller in bezug auf den Charakter turmhoch über Voltaire stand. Die feine, gelehrte Studie bedeutet ausserdem auch eine Ehrenrettung des von Voltaire schmäählich verleumdeten Pfarrers von Chexbres, Le Reche.

Aus der Fortsetzung der Briefe Zimmermanns an Haller seien nur einige allgemein interessierende Stellen herausgehoben<sup>12)</sup>). In mehreren Briefen verwendet sich Zimmermann sehr warm für den in Biberach verkümmern den Wieland und bittet Haller, ihm eine Professur in Göttingen zu verschaffen. Sehr entrüstet ist Zimmermann über die Ausweisung Rousseaus aus dem bernischen Gebiet. — „N'êtes-vous pas fâché que par les cabales de Voltaire portées jusqu'à Berne, un homme qui vaut mieux que mille Voltaires ait été proscrit par notre gouvernement? Le vertueux Rousseau chassé du canton de Berne comme ennemi de la Religion par M. Arouet de Voltaire — voilà un trait de notre histoire qui ne s'oubliera pas.“ Auf die ersten Versammlungen der helvetischen Gesellschaft wird wenigstens angespielt. Dass daneben die gewohnten Klagen über die Intriguen und Verfolgungen durch die Stadttyrannen von Brugg — „ces poltrons q'un sénateur de Berne fait trembler d'un mot“ — und die Nachrichten über seine literarische Tätigkeit nicht fehlen, lässt sich denken.

Eine Spezialität der Stadt Bern bildeten in früherer Zeit die zahlreichen Kellerwirtschaften, in denen die regierenden Geschlechter den auf ihren Gütern gewachsenen Wein ausschenkten. Im Jahr 1801 betrug ihre Zahl nicht weniger als 159, heute sind es nur noch acht. In diesen Kellern entwickelte sich oft ein ausgelassenes Treiben, so dass die Obrigkeit

<sup>11)</sup> Heinrich Dübi. Der Briefwechsel zwischen Voltaire und Haller im Jahre 1759. Eine Studie. Sonderabdruck aus dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“, Bd. CXXIII, Heft 3/4, S. 353—386. Bern, A. Francke 1910. Fr. 0. 80.

<sup>12)</sup> J. G. Zimmermanns Briefe an Haller. 1760—1763. Nach dem Manuskript der Stadtbibliothek Bern herausgegeben von Rud. Ischer. Neues Berner Taschenbuch für 1910, S. 127—197.



manchmal Einhalt gebieten musste. Sie werden sogar gepriesen als Apotheken, in denen für jedes Uebel die beste Medizin zu finden sei. A. Lechner verbreitet sich darüber in einer mit Humor geschriebenen Untersuchung, der zwei Gedichte und eine Anzahl hübscher Stiche beigegeben sind<sup>13)</sup>.

Zu den besten und wertvollsten Schilderungen der März-tage des Jahres 1798, die in der letzten Zeit erschienen sind, gehören die von H. Türler herausgegebenen Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers von Köniz<sup>14)</sup>. Der 1773 geborene Karl Ludwig war ein Sohn des am 4. März ermordeten Obersten gleichen Namens und bekleidete damals den Grad eines Oberlieutenants. Die Erinnerungen sind erst 1845 niedergeschrieben worden, aber auf Grund von ausführlichen Tagebüchern. Im Gegensatz zu manchen andern gibt Stettler nicht bloss eine trockene Aufzählung der einzelnen Erlebnisse, sondern er versteht es, wirklich zu erzählen und den Leser von Anfang bis zu Ende in Spannung zu erhalten. In Freiburg, wo er als Adjutant seines Vaters, des Kommandanten des bernischen Sukkursbataillons den Februar verlebt, entspinnt sich zwischen ihm und der jungen Ninette Castella ein reizendes Liebesidyll, „die letzten schönen Tage meiner glücklichen, sorgenfreyen Jugend“. Darauf folgt jäh die Einnahme Freiburgs durch die Franzosen, der Rückzug der bernischen Truppen, die heillose Verwirrung und Ratlosigkeit in und um Neuenegg, die Ermordung des Vaters, die Angst, ein gleiches Schicksal zu erleben und endlich die Ereignisse des entscheidenden 5. März selbst. Ergreifend ist der Augenblick der Einnahme der Stadt geschildert. Der Verfasser, von französischen Husaren ausgeplündert, sitzt in der milden Frühlingssonne an der Altenberghalde. „Vom Münsterthurm ertönte ganz wie gewohnt die Mittagsglocke. Da sah ich unter dem Schmettern der Trompeten die Husaren über die Brücke in die Stadt ziehn. Ob diesem Anblik stund ich wie vernichtet. So ist es also dahin, sagte ich mir mit tieffem herbem

---

<sup>13)</sup> A. d. Lechner. Etwas von den bernischen Kellerwirtschaften. ib. S. 278—301.

<sup>14)</sup> Erinnerungen an den Uebergang, von Karl Ludwig Stettler von Köniz. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von H. Türler. ib. S. 198—277.

Seelenschmerz, das liebe, hohe, lange so große gewaltige Bern, — der Stolz, das Glück meines Lebens.“ Die Fortsetzung, die uns hoffentlich das nächste Jahr bringen wird, enthält in erster Linie die Erlebnisse im Feldzug des Jahres 1799 und im Stecklikrieg.

Dem Tagebuch des Bielers Perrot hat E. Bähler einige unterhaltende Kleinigkeiten aus den Zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts entnommen<sup>15)</sup>.

Heute, wo die Heimatschutzbewegung den Sinn für eigene Art und Sprache in weiten Kreisen mächtig gefördert hat, wird die schöne Abhandlung über den Volksdichter Kuhn, die das letzte Neujahrsheft der literarischen Gesellschaft bildet, mehr als je auf Interesse rechnen dürfen<sup>16)</sup>. Von Kuhn stammen ja die unvergleichlichen, immer wieder die Herzen ergreifenden Dialektlieder: „Ha amen Ort es Blüemeli gseh“, „Herz, wohi zieht es di“ und so manch anderes. Weniger bekannt als seine Lieder ist der Dichter selbst. Zwar fehlt es nicht an kleineren Artikeln, die sich mit ihm beschäftigen, aber eine erschöpfende, auch wissenschaftlichen Anforderungen genügende Lebensdarstellung haben wir erst jetzt durch H. Stichelberger erhalten. In dem sehr ansprechend geschriebenen ersten Teil, der den Lebenslauf des Dichters schildert und nicht wenige festgewurzelte Irrtümer berichtigt, erhalten wir Aufschluss über die Entstehungsgeschichte der wichtigsten Lieder, vor allem über die des „Blüemeli“. Der zweite Teil würdigt sehr eingehend Kuhns Dichtungen, die verschiedenen Ausgaben, die Mundart und das Verhältnis zu andern Dialekt-dichtern, besonders zu Hebel. Ein Anhang endlich bringt die Anmerkungen und das sehr reiche Literaturverzeichnis.

Sehr ansprechend sind die Erinnerungen des vor kurzem verstorbenen Nationalrats Bähler an das 1854 aufgehobene bernische Studentenkörps, dem er einst noch selbst angehört

---

<sup>15)</sup> E. Bähler. Ernstes und Heiteres aus dem alten Biel. Aus den Memoiren von Adolf Perrot. Bieler Neujahrblatt 1910, S. 5—11.

<sup>16)</sup> Heinrich Stichelberger. Der Volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn 1775—1849. Mit dem Bildnis des Dichters, zwei Titelbildern von König und Löhner und einer Landschaft von Lory. 4°. 95 S. Neujahrblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1910. Bern, K. J. Wyss 1909.

hatte<sup>17)</sup>. Seine Anfänge reichen bis in die Zeit des Bauernkrieges zurück. Eigentlich organisiert wurde es aber erst zu Beginn der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts. Die Studenten bildeten von da an eine Kompagnie mit eigener Uniformierung, eigenen Offizieren und eigener Musik; die Uebungen fanden am Samstag Nachmittag statt. Es scheint, dass sie nicht eigentlich als felddüchtige Truppe betrachtet wurden; im Sonderbundfeldzug z. B. durften sie zwar einige Tage in Langnau Grenzwachtdienste versehen, wurden dann aber, während des Vormarsches der eidgenössischen Truppen gegen Luzern, nach Bern zurückbeordert und entlassen. Dagegen leisteten sie in aufgeregten Zeiten als Stadtwache oft gute Dienste, so im sog. Aepfelkrawall von 1846. Eine Zeichnung von Anker zeigt einen Soldaten des Korps in seiner höchst einfachen Uniform.

Ein für uns Berner abseits liegender Stoff scheint die von A. Nordmann verfasste Monographie über den Judenfriedhof zu Hegenheim im Oberelsass zu sein<sup>18)</sup>. Und doch bietet sie Beziehungen zur bernischen Vergangenheit insofern, als während längerer Zeit im 19. Jahrhundert auch von bernischen Orten aus dieser entlegene Friedhof zu Bestattungen benützt wurde. Die hübsch ausgestattete und auf gründlichen Aktenstudien beruhende Schrift greift über das im Titel genannte Thema hinaus und bietet deshalb einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte des Judentums überhaupt, speziell des elsässischen und baslerischen vom 16. Jahrhundert an.

Die von Prof. W. Lindt verfasste Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern<sup>19)</sup> gibt eine Uebersicht über die Entwicklung und die fruchtbringende Tätigkeit dieser Vereini-

---

<sup>17)</sup> Akademische Erinnerungen. Aus der Geschichte des bernischen Studentenkorps, von B., ehemaligem Mitglied des Korps. N. Berner Taschenbuch für 1910. S. 1—34.

<sup>18)</sup> Achilles Nordmann. Der Israelitische Friedhof in Hegenheim in geschichtlicher Darstellung. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. XVI. u. 205 S. Basel, Wackernagelsche Verlagsanstalt 1910. Fr. 5.—

<sup>19)</sup> W. Lindt. Zur Erinnerung an das Jubiläum des hundertsten Jahrestages der Gründung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern. Burgdorf, den 11. Dezember 1909. 154 S. Bern, Buchdr. Stämpfli u. Cie. 1909.

gung im vergangenen Jahrhundert, das auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft so gewaltige Fortschritte zu verzeichnen hat. Sehr willkommen sind auch die beigegebenen Lebensskizzen der bedeutenderen Mitglieder.

Eine besondere Würdigung hat R. v. Fellenberg dem ersten Präsidenten der Gesellschaft, dem Gynäkologen R. A. Schiferli, zuteil werden lassen<sup>20)</sup>.

Lesenswert ist der von Fr. Strahm verfasste Lebensabriss des am 23. Juli 1909 gestorbenen, besonders um die Gemeinde und die Burgerschaft von Bern hochverdienten Burgerratspräsidenten Amedee von Muralt<sup>21)</sup>. Vorausgeschickt sind einige historische Nachrichten über die aus Locarno stammende Familie von Muralt.

Der Name Girardet hat in der Welt der Kunst einen guten Klang. Seitdem sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts Samuel Girardet in Locle als Buchbinder, Buchhändler und Verleger niedergelassen, waren immer zahlreiche seiner Nachkommen auf künstlerischem Gebiet tätig, als Zeichner, Lithographen, Kupferstecher und Maler. Charles war der Lehrer von Leopold Robert. Am bekanntesten geworden aber ist sein im Jahr 1819 geborener Sohn Eduard Girardet, der in Paris ausgebildet wurde, im Jahre 1838 aber nach Brienz kam und hier, wo sich eine ganze Künstlerkolonie um ihn sammelte, als Maler eine grosse und erfolgreiche Tätigkeit entfaltete. Hier entstanden seine bekannten reizenden Genrebilder, in denen das Leben des Bergvolkes mit feinsten Beobachtungsgabe und köstlichem Humor dargestellt ist. Mit Recht nennt ihn Aug. Bachelin in seinem Werke „Les Girardet“, den Sänger des Gebirgslebens und der Familie. — Es war ein guter Gedanke seines Sohnes Max, eine Anzahl der besten dieser in den Museen zerstreuten Gemälde in Kupfer-

---

<sup>20)</sup> R. v. Fellenberg. Rudolf Abraham Schiferli 1775—1836. Beitrag zur Festschrift bei Anlass der Jahrhundert-Feier der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern. 10 S. Sep. aus der Gynæcologia Helvetica IX. Herbstausgabe. Genf 1909.

<sup>21)</sup> Fr. Strahm, Amedee von Muralt, Neues Berner Taschenbuch für 1910, S. 107—126.

druck vervielfältigt herauszugeben<sup>22)</sup>). Die bis jetzt erschienenen Blätter machen in ihrem warmen Braun einen trefflichen Eindruck und geben alle Feinheiten des Originals wieder. Das „Album Eduard Girardet“ wird besonders als Geschenk Freude machen und verdient weiteste Verbreitung.

Dr. A. P l ü s s.

## Varia.

### Ein Rezept gegen Schlangengift aus dem Jahre 1675.

„Schlangen vexieren lauft übel ab. Den 10. Junyi dis Jahres wäre des Hrn Seckelschreiber Fischers Ladendieneren einem, einem Nürnberger, das Schlangen vexieren bald übel bekommen, indeme er in Hrn Wagners Apotheck eine Viperen in ein Truckle gethan und als sie jeder weilen den Kopf hervor halten wollen er selbiger mit einem Finger auf den Kopf gegeben; da er es dann so lang gemacht, bis sie ihne entlich bey einem Finger erwitschet und gebissen hat, und hat das Gift alsobald den Arm und hernach den ganzen Leib eingenommen, dass er aufgeschwollen, nidergefallen, und nicht anders als des Tods gewärtig gewesen. Ihme aber ist alsobald Theriæ und andere Anticlotota gegeben worden, welche als sie nit recht operieren, hat Herr Doctor Bogdan eine der Nateren genommen und gekocht, selbige dem Patienten unwüßend mitsamt der Brühe zu essen geben, darvon er auch wider genesen.“

Aus dem Zeitbuch von Franz Ludwig Lerber (1648—1720) mitgeteilt von E. B.

\*

\*

\*

### Zur Vorgeschichte des Kanderdurchstiches.

„Gut Ding will Weile haben“, so heisst es speziell bei grossen Unternehmungen und hiess es schon in alter Zeit. Auch bei dem grossen Werke des Kanderdurchstiches, das 1711—14 ausgeführt wurde, bedurfte es langer Zeit, bis der von einem genialen Kopfe geäusserte Gedanke sich genügend Freunde erworben und sich auch bei den Behörden Bahn gebrochen hatte. Diese Werdezeit des grossen Projektes dauerte nicht von 1698 an, wie in der eingehenden Darstellung von Prof. J. H. Graf in der Schweizerischen Rundschau von 1892 (Bd. II, S. 181—94) gesagt ist. Das nachfolgende Schriftstück, das aus einem Manuskriptband der ehemaligen Bibliothek des Historischen Vereins entnommen ist, beweist, dass 1670 die Frage des Kanderdurchstichs diskutiert und die Vortheile und Nachteile des Projektes wohl erwogen wurden.

9<sup>t</sup> Augusti Anno 1670.

Bedencken uber das Proiect die Kander nechst oberhalb Strättligen durch selbige Höcht durch brechendt in den Thunersee zu führen.

<sup>22)</sup> Album Eduard Girardet. 30 Thermogravüren, herausgeg. von Max Girardet. Brienz, Stich, Druck und Verlag von M. Girardet. In 10 Lieferungen à Fr. 5.—